Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 20

Artikel: Kapital und Kunst

Autor: L., Joseph A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748174

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Kapital und Kunst.

Bon Jojeph Aug. Lug.



s kommt nicht darauf an, daß die Bürger sich mit allem Luxus umgeben zu dem einzigen Zwecke, daß das Geld unter die Leute käme. Es kommt auch nicht darauf an, durch ihren Aufwand zu zeigen, daß sie sich die Kostspieligkeit leisten können. Denn beides, Luxus und Kost-

spieligkeit, sind leicht geeignet. Schaden und Argernis hervorzubringen. Sie bedeuten vielfach eine schlechte Anwendung des Geldes, dem bloßen Schein zuliebe, und jede schlechte Anwendung des Geldes bereitet Arger= nis und Schaden. Dagegen kann eine gute Anwendung des Geldes nie= mals kostspielig sein. Für eine gute Sache kann niemals Geld genug an= gewendet werden. Denn Geld ist eine Sache, die erst Sinn bekommt durch ihre Anwendung, eine Sache, die, für sich allein betrachtet, tot und un= fruchtbar ist, während die menschliche Arbeit, die wieder zum Menschen spricht, einen körperlichen oder geistigen Nährwert bildet, dessen Zeugungskraft fortwirkt. Wie viel auch Geld angewendet wird, es kann bei guter Anwendung niemals zum Verlust führen. Ich verstehe unter die= ser Anwendung nicht die Sparkasse, die den höchsten Zinsfuß und die größte Sicherstellung gewährt. Die beste Anwendung ist die, die das höchste Maß von Schönheit und Vortrefflichkeit ermöglicht. Der Hinter= gedanke auf einen Unternehmergewinn entscheidet hier nicht. Für die Schönheit und Vortrefflichkeit ist kein Preis zu hoch. Schönheit und Vor= trefflichkeit in allem, was der Mensch schafft, baut, tut, denkt, fühlt, ist das einzige Mittel gegen Armut und Elend, die oft genug auch hinter dem äußeren Reichtum verborgen sind. Alles Schaffen, Bauen, Tun, Denten und Fühlen steht in unlösbarem Zusammenhang. Es gibt keinen Menschen, der, gewohnt, Schönes und Gutes hervorzubringen, innerlich schlecht wäre, und es gibt keinen schlechten Menschen, der befähigt wäre, aus eigener Kraft Gutes und Schönes hervorzubringen. fann auch das Gute niemals häßlich sein, aber das Häßliche wird immer schlecht sein. In einem Lande, das in allen Teilen wohlgepflegt und sorg= fältig bebaut ist, und auch in der geringfügigsten Sache den Schönheits= sinn der Bewohner verrät, kann keine bittere Armut herrschen, so wenig

als Schlechtigkeit dort herrschen wird. Wie herrlich und vollkommen dort auch alles sein mag, wie kostbar die Materialien, aus denen die Häuser, die Wohnungen, die Gewebe und Kleider gebildet sind, es wird, wenn es der Schönheit und der Kunst wegen geschehen ist, nicht als Kostspieligkeit oder als Verschwendung gelten können, weil es dazu dient, das Leben der Menschen vollkommen und glücklich zu machen. "Menschen, die schöne Dinge hervorbringen, sollen an einem schönen Orte wohnen," und es gibt ein Stadium, wo alle nützliche Hervorbringung auch schön wird, entweder durch die Form, die ein ebenmäßiges Gefäß der edlen Absichten ist, oder durch die edlen Gefühle, von denen die Verrichtung begleitet ist. Absichten und Gefühle sind auf den Menschen gerichtet, der in allem das Maß gibt; in diesem Sinblick wird die Kunst Religion und die Religion Kunst. Allerdings Religion ohne Heiligenverehrung, ohne Märtnrer, ohne Devotionalien und ohne Paramentenprunk.

Es kann, wie groß auch der Aufwand zur Hervorbringung des Schösnen und absolut Zweckdienlichen sein mag, nicht nur nichts verloren, sondern nur immer gewonnen werden. Es gibt allerdings Gemütssmenschen, und diese bilden die erdrückende Majorität, denen der Geswinn an Menschlichkeit weniger wichtig ist als der Gewinn an Zinsen, und die für die Aunst und alle Leistungen des Talents nur dann ein offenes Herz haben, wenn sich ihre Aunstliebe mit dem Kapitalgewinn in ein nach ihrer Anschauung vorteilhaftes Verhältnis setzen läßt.

Auch von dieser Seite ist der Sache beizukommen, ob zwar die Volks= wirtschaft des Talentes mehr bedeuten soll, als die Volkswirtschaft des Kunsthändlers und mit einem andern Maße mißt als in den Niederungen der Händlerweisheit gang und gäbe ist. Als Max Klingers Beethoven der Stadt Wien zum Kaufe angetragen war, hätte sie keinen Augenblick zö= gern dürfen, den höchsten Preis zu bezahlen, um der Stadt diese Anziehung zu geben und ihre Kulturbedeutung zu erhöhen. Haben die Gemeinde= und Sozialpolitiker jemals darüber nachgedacht, was es wirtschaftlich bedeutet, daß Beethoven, Schubert, Waldmüller, von anderen Künstlern, insbesondere der Gegenwart, zu schweigen, in dieser Stadt gelebt und gewirkt haben? Was wäre 3. B. München ohne die künstlerischen Persön= lichkeiten, die mit der Entwicklung der Stadt unlösbar verbunden sind? Und bedeutet für Berlin in demselben Sinne Votsdam nicht mehr als die Millionärstadt Charlottenburg? Wie hat sich plöklich Darmstadt ge= hoben, seit sich dank einer verständigen Kunstpolitik hervorragende Künst= ler dort vereinigen konnten, um durch ihr Schaffen der Stadt neuen Geist und neue Schönheit zu geben? Und wie müßten sich alle Städte heben, wenn sich aller Eifer nur der besten und tüchtigsten Leistung zuwenden würde, um allen Einwohnern das höchste Maß von Wohnlichkeit, Gesund= heit, architektonischer und künstlerischer Schönheit zu geben, so daß es für

die Groß- und Aleinbürger kein erstrebenswerteres Ziel geben könnte, als in einer solchen Stadt zu leben, sein Geld zu verzehren und ein weiteres zu tun, daß sich die Entwicklung in der begonnenen Richtung fortpflanze? Diese Nukanwendungen sind zwar die alltäglichsten und gewöhnlichsten, die sich von unseren Grundsätzen aus ergeben; aber ich habe gerade diese gewählt, um in der kleinsten Projektion das ungeheure Gesichtsfeld der Parabel auch dem plattesten Verstand begreiflich zu machen. Ich erwähne sie vorübergehend, mit dem flüchtigen Hinweis auf den Kunsthandel, der in einem gewissen Sinne diese Grundsätze praktisch wahr zu machen scheint. Wenn man von dem vielfach auch hier geltenden anrüchigen Merkantilis= mus dem Künstler gegenüber absieht, so wird man zugeben, daß wenig= stens ein Teil der Lösung nahezu gelungen scheint: die Bewertung des Kunstwerkes. Wenn auch nicht immer dem Künstler, aber dem Kunstwerk wird der Kunsthändler gerecht. Zugegeben, daß ihn mehr als seine Begeisterung, die Gewinnsucht, die gleich den Löwenanteil sichert, antreibt: die Tatsache, daß er dem Kunstwerk einen Breis sichert, der nie zu hoch sein kann, enthält ein nicht geringes Verdienst. Der Kunsthändler ist der einzige Preisbildner, der seine Forderung auf das Verständnis und auf die Genukfähigkeit des Käufers gründet, wofern nicht Täuschung oder Unredlichkeit im Spiel ist. Der Künstler würde es nie wagen, solche un= verschämte Preise zu verlangen; der Kunsthändler tut es, und ist notwendigerweise nicht unverschämt. Warum sollte ein wahrhaft bedeutendes Bild nicht 100,000 Mark wert sein? Und wenn es diesen Preis wert ist, warum soll er nicht bezahlt werden? Und ist dieses Geld, das dafür aus= gegeben wird, nicht eine höchst weise Anwendung, oder ist es eine Ver= schwendung? Es könnte jemand auch so töricht sein, zu fragen, ob man nicht nach denselben Grundsäken dahin gelangen würde, auch für ein Stüd Brot, das doch unentbehrlicher und daher bedeutender ist als das bedeutendste Bild, auch 100,000 Mark zu begehren, um so mehr, als man hiebei doch ganz unzweifelhaft mit der Genuffähigkeit des Käufers rechnen könne. In der Tat gründen die Nationalökonomen auf eine ähnliche törichte Fragestellung ihre Theorie vom Gebrauchswert und vom Tausch= wert, indem sie beispielsweise das Brot einen Gebrauchswert und das Bild einen Tauschwert nennen und erklären, der Volkswohlstand ist abhängig von der Menge der Güter, die einen Tauschwert haben. Ich werde mich mit der schiefen Theorie vom Tauschwert befassen und beweisen, daß trok der Menge von Tauschgütern der Volkswohlstand ein unsäglich geringer sein kann, wie es tatsächlich heute der Fall ist, und daß der Preis von 100,000 Mark für ein Bild eine schlechte Anwendung des Geldes, also eine unsinnige Verschwendung darstellt, insolange man in diesem Bilde einen bloken Tauschwert, nicht aber einen Gebrauchswert erblicken kann.

Wenn man den Gebrauchswert eines jeden wahren Kunstwerkes er=

kannt hat, wird man gerne zugeben, daß man auch für ein Stud Brot 100,000 Mark verlangen und sicherlich auch erhalten kann, sofern es die Entstehungsbedingungen und Aufgaben des Kunstwerkes erfüllt, nämlich, daß es nicht in jedem Augenblick für jedweden Verlangenden hergestellt und von ihm verschluckt werden kann, sondern daß es als eine seltene und in seiner Art einzig dastehende Leistung einen bleibenden Wert bildet, des= sen Anblick Tausende und Tausende von Menschen mit einer neuen Ahnung von Schönheit und einem neuen Weltbild erfüllt, und in Tausenden von Seelen einen Besitz hinterlegt, der irgendwie den Anstoß zu irgend einem weiteren Guten im Leben geben kann. Also hat auch das Bild einen Gebrauchswert, der zwar ein anderer ist als der des Brotes, der aber, wenngleich in unförperlicher und feinster geistiger Berästelung, irgend einer Lust oder einem Bedürfnis der Sinne dient, und sei es auf noch so großen Umwegen abgeschwächt und verdünnt, irgendwie selbst dem Brotbäcker zugute kommen muß, der, wie gering seine Ansprüche an die Umgebung sein mögen, ein Mitgenießer der Kultur ist, die seit Anfang der Welt in fortwährender Steigerung ihre Nahrung von der höchsten menschlichen und fünstlerischen Offenbarungstraft, so sie in der hohen Runst gipfelt, empfängt. Ein wesentlicher Umstand verleidet uns aller= dings das Beispiel vom Kunsthändler. Es ist die Tatsache, daß das Kunst= werk weder für ihn noch für Käufer, von einigen Ausnahmen abgesehen, einen wahren Gebrauchswert darstellt. Auch der Käufer sieht meistens einen Tauschwert darin, eine grobmerkantilistische Kapitalsanlage. Würde beim Ankauf nicht sofort an die ferne Möglichkeit eines vielleicht gewinnbringenden Wiederverkaufes gedacht, so würde der Schritt in die fünstlerische Volkswirtschaft der Zukunft auf einem Gebiet tatsächlich voll= zogen sein, und das Beispiel hätte den Wert einer umfassenden Kultur= arbeit. Zum Kunstwert gehört unbedingt die angemessene Umgebung. die Weihe, der Tempel, und die Raumkunst müßte von hier zu den Sinnen des Volkes sprechen und bis an die äußere Markung ihrer Wohnstätten helfend mitwirken. Was weiß der begüterte Liebhaber von solchen Forderungen? Seine Mängel treten sofort zutage, wenn man ihn auf Ge= bieten trifft, die nichts mit seinem Sammlerinteresse zu tun haben. Er fauft Bilder, weil es Mode ist, weil er mit hohen Preisen, die er zahlt, ein Renommee gewinnen will, oder weil ihm dieses und jenes Nebensächliche an dem Bilde gefällt, wenn er schon nicht vielleicht heimlich selber mit Händlerinteressen umgeht. Sieht man alsdann die Art, wie solche Schätze gewöhnlich untergebracht oder vielmehr aufgespeichert werden, dann wird es offenbar, daß der Geist des Werkes auch dem anscheinenden Liebhaber verschlossen blieb. Wer Bilder sammelt, und sein Interesse nicht auf die Architektur, das Möbel und die gesamte nähere und weitere Umgebung des Werkes überträgt, um alles in den rechten Zusammen=

hang zu setzen, hat den Gebrauchswert des Kunstwerkes nicht erkannt. Der Künstler sieht immer eine ganze Welt, der Liebhaber dieser Art immer nur einen Bruchteil. Selbst Museen und öffentliche Sammlungen sind nicht freizusprechen. So wandert das Kunstwerk von Hand zu Hand, bestaunt, begafft, bewertet und bezahlt, aber sein Erlösungswort wird nicht vernommen. Augen und Ohren, von Konventionen erzogen, nehmen nur wahr, was sich mit den Konventionen verträgt, und die Schönheit mit all ihrer Macht der Befreiung geht einsam und unerfaßt durch die Welt. Der Sammler und Liebhaber hat trokdem eine wichtige Aufgabe gewählt, wenn er sie auch mit dem schielenden Blick auf die marktliche Preislage erfüllt. Er ist nur zu leicht geneigt, den Wert seines Bestandes börsen= mäßig auszurechnen. Die Theorie vom Tauschwert hat für ihn die Geltung durchaus nicht verloren. Würde der Tauschwert über Nacht aufgehoben sein können, die Kauflust würde sofort erlahmen, und der Ankauf von teuren Werken käme als Verschwendung sofort in Verruf, ein Vorwurf, den auch der Reiche nicht liebt. Indessen wäre die Verschwendung dann erst recht nicht einzusehen.

Der Ankauf würde reineren Motiven entspringen und tiefere Wirstungen üben. Um die künstlerische Offenbarungskraft des Menschen zu steigern, ist kein Opfer zu groß, und alle sogenannte Verschwendung, die dars an geübt wird, ist in Wahrheit Sparsamkeit und weise Anwendung, weil ein Wert dafür gewonnen oder gefördert wird, der als Kraftspender weister wirkt. Dagegen ist alle heute übliche Sparsamkeit, die solche Werte mit Geringschätzung ablehnt, der Ausdruck einer empörenden Verschwensdung.

Wir wissen gar nicht, wie viele Reichtümer durch die unsinnige Sparsamkeit verschwendet werden, indem wir die schöpferischen Kähigkeiten unentwickelt oder unerkannt verkümmern lassen. Wir wissen gar nicht, wie viel Glückseligkeit und Daseinsfreude mit dem Spülwasser stumpfer Alltagsgewohnheiten verschwemmt und verschüttet werden, weil wir den Offenbarungen kein Gehör geben wollen und wir mit dem guten Willen schließlich auch die Fähigkeit dazu verlernt haben. Wenn ich mit dem Kaufmann, dem Arat, dem Lehrer, dem Baumeister, dem Beamten von Kunst rede, wird er mich verstehen? Wenn ich ihm die Notwendig= keit seines Anteiles an der Kunst beweise, wird er mir glauben? Ist denn das, was er unter Kunst versteht, überhaupt Kunst? Haben wir es nicht in den letten Jahren erlebt, daß die auf Sachlichkeit gegründete angewandte Kunst und Architektur verhöhnt worden ist auch von jenen, die kostbare Bilder kaufen und dem allgemeinen Niedergang des Kunstgewerbes gegenüber vollkommen empfindungslos bleiben? Daß auch jene Auserwählten in bezug auf Tisch, Stuhl, Schrank, Wohnhaus, Garten, Kleidung und sonstigen Erscheinungen der formalen Kultur keine Ansprüche zu

stellen haben und in allen diesen Lebensformen eine rohe Geschmacklosigkeit an den Tag legen, die man nicht einmal bei wilden Bölkerstämmen antrifft? Das Kunstempfinden, einst Gemeinaut des Bolkes und Grundlage der Volksarbeit und Volkswirtschaft, hat sich auf gewisse Kunstgebiete spezialisiert, ist Angelegenheit einer Minderheit von Menschen geworden und der Begriff einer Kunst, die in allen Dingen des Lebens als der notwendige formale Ausdruck das Bild einer harmonischen und einheitlichen Kul= tur gibt, hat aufgehört zu eristieren. Die Kunst als das Selbstverständ= liche, das Gewerbe, als Außerung des Talentes in jedwedem Geschäfte ist im aleichen Make verkümmert als die Kähiakeit zur Kultur, das Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Schlecht, als der Begriff von Kunft als Gebrauchswert verkümmert ist. Und eine unmittelbare Folge dieser Berkümmerung ist der Rückgang des Volkswohlstandes, die Entwertung des Talents, die Verkennung der wahren Wertquelle, die Unterdrückung der Persönlichkeit, der Zerfall der Einheit in caotische Trümmer und die äußere und innere Verarmung. Und doch hat man niemals so dringend nach Kunst verlangt als heute und so laut von ihr gesprochen, über die eigentlich als einem stillen und selbstverständlichen Geschehen kein Wort zu verlieren wäre. Man verlangt allenthalben Runst als Schmuck und Verschönerung und vergist, daß die Kunst an den Dingen selbst sein sollte, an jedem Gegenstande des alltäg= lichen Gebrauches, an dem Hause, an dem Garten, an allem, was getan und geschaffen wird. Freilich nicht die Kunst als Zierrat, als Aufput, als das überflüssige, sondern als die vollkommenste sachliche und formale Erfüllung aller Aufgaben des Lebens, sei es des Alltags oder des höchsten seelischen Empfindens, die nach symbolischer Verkörperung drängen, mit einem Wort als eine Art Baufunst, die alle Künste, alle Gewerbe, alle Industrien unter ihre Führung nimmt, die die organischen Bedürfnisse des Menschen erforscht, ihnen die angemessene Erfüllung gibt, indem sie alle Bestätigungszweige zusammenfaßt, ihnen Probleme stellt und sie zu den höchsten, trefflichsten und talentiertesten Leistungen anspornt im Dienste der zusammenfassenden; ordnenden und gestaltenden Absicht, in deren Mittelpunkt die Menschheit, der einzelne, sowie die Gesamtheit steht. Es ist der Gedanke einer sozialen Kunst, wie die der Gotik oder der japa= nischen Kultur, die die Grundlage der Volksarbeit und der Volkswirtschaft bilden wird.

Wir haben diese Kunst sutzessive mit der verminderten Fähigkeit des Berbrauchens verloren; die Kunst im heutigen Sinne ist nicht Gebrauchswert, sondern sie ist, wie früher schon gesagt, bloßer Tauschwert und wird
es bleiben, so lange die Fähigkeit, Kunst im sozialen Sinne zu gebrauchen,
nicht entwickelt ist. Diese Entwicklung wird kommen müssen; die allgemeine Verelendung des Daseins wird schließlich die Sehnsucht nach glücklicheren Umständen hervorrusen und die Anstrengungen der Talente, die-

sen Umschwung herbeizuführen, beschleunigen helfen. Der Bankrott liegt heute offen zutage. Der bloke Augenschein einer Wanderung durch Stadt und Land lehrt es. Was ist aus den schönen Städten geworden? Was aus der bäuerlichen Kultur der Provinzen? Die Bauernkultur bot ein einheitliches, wohlabgestuftes, fünstlerisches Bild, vom Feldzaun angefan= gen bis zum Hausbau und zur Dorfanlage, mit allem, was dazu gehörte an Hausrat, Werkzeugen, Kostümen, Gewerben und häuslichem Kunstfleiß. Und dasselbe gilt von den charakteristischen alten Städten, die eine ent= zückende Bautradition aufweisen, mit der die Menschen, ihre Tracht, ihre Ich will nicht sagen, Erzeugnisse in harmonischem Verhältnis standen. daß man Überlebtes und Bergangenes zurückrufen soll, aber ich will andeuten, was wir, die wir das Verhältnis und Gleichmaß in unserer Kultur verloren haben, an dem alten Beispiel hätten lernen sollen. Der Unterschied zwischen einst und heute besteht darin, daß da= mals die Kultur das Leben selbst war, während heutzutage diese Einheit entzweit ist, zwei Hälften, die kein Ganzes mehr zu bilden vermögen. Ich meine nicht, daß wir die äußere Form der Bauten und sonstiger Dinge nachahmen sollen, Gott bewahre! Nachahmung ist das schlimmste übel, an dem unsere Zeit krankt; ich meine auch nicht, daß die neuen Bauten, die in der Nachbarschaft der schönen alten aufgerichtet werden, deshalb häßlich sind, weil sie den Stempel unserer Bedürfnisse, anderer Technik tra= gen und daher eine andere Form haben; häßlich und schlecht sind sie viel= mehr deshalb, weil sie nicht mehr mit derselben Gediegenheit und Liebe, nicht mit demselben Verständnis für das natürliche und menschliche Bedürfnis der Inwohner, also nicht mehr mit jener organischen Kunst er= baut sind, wie die alten Häuser, die eben darin ein viel zu wenig beachte= tes Vorbild geben. Die neuen Häuser, die fast allerorten den Geist der Wohnlichkeit, Zweckmäßigkeit und Gediegenheit und somit einer echten Baukunst verleugnen, bestätigen die ungeheure Größe des Verlustes, den wir alle erlitten haben. Wir werden den Umfang des Verlustes erst all= mählich gewahr, wenn wir die Gebildeten eines Ortes, die Kaufleute, Arzte, Anwälte 2c. gehört und von ihnen erfahren haben, daß sie sich in den neuen Kasernen sehr wohl fühlen, daß die Pseudoarchitektur ihrem Schönheitssinn und die mangelhafte, schablonenmäßige Anlage ihrem Bequemlichkeitsbedürfnisse vollständig genügen, und wenn wir ihre Wohnungen, ihren Hausrat, ihre Neigungen, ihre geistigen und fünstlerischen Bedürfnisse kennen gelernt und gesehen haben, daß das Innere nicht besser ist als die verlogene Erbärmlichkeit der Außenseite, die heutige Hausbauweise derselben barbarischen Roheit und Verkommenheit verfallen ist, wie die Erzeugnisse der Industrie und des Handwerkes, die alles übrige für die Notdurft des Lebens liefern. Und vollends wird der Verlust offenbar, wenn wir, was unschwer ist, erkennen, daß diese Menschen zu ihrer Um= gebung passen, daß auch sie schlechte Durchschnittsware sind, aus denselben Schulen, demselben Richtmaß hervorgegangen wie die schlechten Hausbauer, erzogen zu einer mechanischen und geistlosen Anwendung erlernter Regel, unfähig, Talent zu äußern und die Außerung des Talentes zu begehren und zu würdigen, einseitige Spezialisten, die das Streben aufs Ganze verloren oder eigentlich nie gekannt haben.

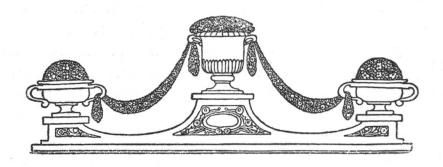
Dann wundert es einen freilich nicht, daß das Elend, der Schmuk, die Roheit und Verkommenheit, die die Arbeitsstätten unerquicklich und die Arbeit unersprießlich machen, ihre Teilnahme nicht erwecken können, daß sie die Vernachlässigung und Verwahrlosung, die in den Städten und Provinzen wahrzunehmen sind, als einen durchaus erträglichen und nicht beleidigenden Zustand betrachten, und daß sie, wenn sie Kunst begehren, sei es ein Denkmal oder einen Brunnen oder um irgend einen Gegenstand besonders auszuzeichnen und zu schmücken, nicht das Beste und Kostbarste, also nicht die Leistung der Individualität und der besonderen Begabung wählen, sondern das Mittelmäßigste und vor allem das Billigste. Dann kann es natürlich auch nicht wundernehmen, die individuelle Leistung des Talents verlacht und verschmäht und die abgebrauchtesten und schleuderhaft wiederholten Formen bevorzugt zu sehen, weil sie in einer solchen niedrig organisierten Welt jedem etwas sagen, und weil sie am billigsten zu haben sind. Die Maschine leistet ja alles, sie leistet auch Arbeit mit dem Anschein von Handarbeit, die in den Augen der unbefähigten Menge dadurch entwertet erscheint, ob zwar uns gerade die Maschinenarbeit den Wert der Handarbeit achten lehren soll. Der Segen, den die Maschinen= arbeit bedeutet, wird in unserer Kultur- und Wirtschaftsverfassung geradezu ein Unheil. Wie alles mißbraucht wird, wird auch die Maschine mißbraucht. Eine Unzahl Dinge sind notwendig, die mit der Maschine hergestellt werden müssen und die schön sind, wenn sie alle Merkmale der Maschinenherstellung tragen: noch offenbarer wird der Segen der Ma= schine, wenn man bedenkt, daß sie eine Menge von Arbeit zu leisten berufen ist, die dem Menschen widerwärtig oder schädlich sein muß. Aber die Maschine, bestimmt, die Dienerin der Menschheit zu sein, ist heute noch ihre Tyrannin. Indem sie das Unmögliche leisten will, den Schein der wertvollen persönlichen Handarbeit zu erzeugen, entwertet sie in den Augen der ungebildeten Menge die persönliche Arbeit und ihre Schönheits= merkmale und gewährt deshalb durch Billigkeit und Massenhaftigkeit die Möglichkeit eines leicht erhältlichen Scheinlurus, der den Sinn für Shlichtheit, Sachlichkeit und vornehme Gediegenheit vollends verdirbt. Die Schönheit und der Wert der japanischen Kunst märe sofort ins Lächerliche übersett, wenn man daran ginge, sie maschinenmäßig herzustellen. Und wir sollten für diese Lächerlichkeit in unserer Kultur kein Empfinden haben? Die weitere Wirkung dieser Produktionsweise ist die Verminde=

rung der Erwerbskraft und daher der Kaufkraft, weshalb die Billigkeit immer mehr den Ausschlag geben soll, auf Rosten der Qualität. Diese, wenn auch in vielen Fällen notgedrungene Sparsamkeit, die alsbald allzemeine Lebensnorm geworden ist, erscheint, wie bereits erwähnt, als die schlimmste Art der Verschwendung. Ihr ist alles geopfert worden, was im Volke an wertbildenden Kräften ruht, die Fähigkeit, Talente zu entfalten und zur Geltung zu bringen, die Fähigkeit, die Hervorbringungen des Genius zu würdigen und dem Leben als Notwendigkeit zugrunde zu legen, die Fähigkeit zur Freude an der Arbeit und am Leben, und folglich die Fähigkeit, Reichtümer hervorzubringen, die allen ein der Kultur angemessens Dasein ermöglichen, den sozusagen kommunistischen Anteil an den Offenbarungsmöglichkeiten der Menschheit, Reichtümer also, die Leben sind.

Es ist höchste Zeit, diese Art von Verschwendung zu vermeiden und jene früher erwähnte Sparsamteit, das heißt, die edle Anwendungsart der Mittel zur Geltung zu bringen. Alle Mittel müssen angewendet werden. das Talent zu pflegen, um jene soziale Kunst zu gewinnen, die Gebrauchs= werte hervorbringt. Wir haben heute nur Tauschwerte, die nicht nähren, weder im materiellen noch im immateriellen Sinne. Die schlechte Mittel= mäßigkeit, die in allen Produktionen hervorgebracht wird, ist Tauschwert. Sie ist nur gut genug, den Unverstand des Käufers zu täuschen und die Hilflosigkeit oder Unfähigkeit des Herstellers auszunützen. Dann gibt es noch andere Arten von Tauschwert, die nur deshalb keinen Gebrauchswert abgeben, weil die Kähigkeit, sie zu gebrauchen, ihnen abgeht; es sind die Erzeugnisse erlesener Kunst. Die besten sowohl als die schlechtesten Erzeugnisse sind es, die ob ihres spezifischen Wertes und Unwertes unerkannt, als Tauschwert im Interesse des Gelderwerbes durch die Hände gehen und keine Bedeutung als Gebrauchswert erlangen können. Nur wenn ein Volk im Besitze von Gebrauchswerten ist, steht es um die Wohlfahrt des einzelnen und der Gesamtheit günstig. Darum wird die rechte Sparsamkeit ver= schwenderisch mit allen Mitteln sein müssen, die Fähigkeit des Gebrauchens zu entwickeln, weil von dieser Fähigkeit die Entwicklung des Talentes und seiner wertbildenden Kraft abhängt. Die entwickelte Kähig= keit des Gebrauchens wird das Antlik der Welt und die Grundlagen un= serer Wirtschaftszustände gänzlich umwandeln helfen. Diese Kähiakeit wird die Sinne empfänglich machen für die feine Lehre, die in jedem echten Kunstwerk liegt und die nicht versagt bis zu den letten und an= scheinend geringsten Verrichtungen und Handreichungen, damit auch diese im Einklang mit dem beglückenden Geiste stehen, der in jeder Außerung hoher Kunst liegt. Diese Fähigkeit wird alsdann auch den Schmuk, die Unwürdiakeit und das Joch, darin viele Menschen verharren, unerträglich

und belastend finden und die Gebundenheit lösen. Sie wird das Talent in den Mittelpunkt ihrer Fürsorge setzen und durch die Erkenntnis des Menschen als die wahre Wertquelle eine soziale Aunst als Grundlage der Volkswirtschaft entwickeln, die in keiner Diskussion mehr steht, weil sie als die notwendige und selbstverständliche Funktion des Volkes erkannt sein wird. Mag auch der höchste und äußerste Gipfel der künstlerischen Offensbarungskraft nicht im Verstandess oder Gefühlsbereich aller Menschen liegen, so wird immerhin in einer Volkswirtschaft des Talents, da die soziale Kunst die Grundlage der Volksbetätigung bildet, jedes Ding und jegliche Gestaltung des Alltags das Verlangen nach Schönheit, Trefslichsteit und fünstlerischer und menschlicher Gesittung verkörpern, so daß auch das Nächstliegende und Alltägliche eine Stufe bildet auf der Leiter zur höchsten Offenbarung des Genies.

Die Kräfte, die solchen Umschwung herbeiführen, liegen im Schoß unserer Zeit, wie unfruchtbar sie auch scheinen mag. Die wahre Wertsquelle ist eine so elementare Naturgewalt, daß sie auch die stärksten Widerstände nicht hemmen, sondern ihre Explosivkraft eher noch verstärken wird. Die Zeichen mehren sich.



Der junge Schumann.

Bu seinem hundertsten Geburtstage am 8. Juni 1910.

Bon Rarl Georg Wendriner.

&44444©}>>>>

enn man die Kunst Franz Schuberts ganz verstehen will, der am Anfang der Entwicklung des deutschen Liedes im neunzehnten Jahrhundert steht, einleitend und zugleich alle Elemente der Fortbildung schon in sich fassend, muß man in Wien über die Türkenschanze

durchs Währing gehen, wo die Felder in weichen Linien vom Kahlenberg nach der blauen Donau niedersinken, wo in jedem Gasthaus ein Kranz zum "Heurigen" einladet und wo verwaist der wunderbar stimmungsvolle Kirchhof liegt, der den Schöpfer der "Winterreise" zu einem seiner schönsten Lieder begeistert hat. Aus dieser Natur begreift man die Lebenss